

Suhrkamp

Agustina  
Bessa-Luís  
Die Sibylle

Roman

suhrkamp taschenbuch 2893

Nach dem Tod des verschwenderischen Vaters muß Quina als noch junges Mädchen das übriggebliebene Erbe des nordportugiesischen Bauernhofes zusammenhalten. Die Brüder verlassen das Dorf, die Schwester heiratet einen ungeliebten Mann. Quina wird den Mann, den sie liebt, nicht heiraten, da das bißchen Land zur Mitgift nicht reicht. Ihr Kampf um den Erhalt des Erbes und eine eigene Stellung in der Welt bedeutet nicht nur harte Arbeit und Selbstdisziplin, er verlangt auch von ihr, Sehnsüchte und Glücksverlangen immer wieder zurückzustellen. Sie verzichtet auf die Ehe und wird zur Matriarchin, einsam inmitten eines unaufhaltsam verstärkenden Familienclans, tätiger Mittelpunkt einer zaghaften Männerwelt. Den Menschen ihrer ländlichen Welt, den berechnenden, gläubigen Bauern wie den verwirrt tändelnden Adelsfrauen, wird sie zur *Sibylle*, deren Rat gesucht wird, die aber undurchschaubar und für die meisten menschlichen Regungen unerreichbar zu bleiben scheint.

Agustina Bessa-Luís  
Die Sibylle

*Roman*

Aus dem Portugiesischen  
übersetzt und  
mit einem Nachwort versehen  
von Georg Rudolf Lind

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1954 unter dem Titel  
*A Sibila* bei Guimáraes Editores, Lissabon

2. Auflage 2017

Erste Auflage dieser Ausgabe 1998  
suhrkamp taschenbuch 2893

© Agustina Bessa-Luís 1954, 1986

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1987

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-39393-2

# Die Sibylle



»Auf der Veranda dieses Saals«, sagte Germana, »steht ein Datum, das an die Zeit erinnert, in der man das Haus wieder aufgebaut hat. Gegen 1870 hat ein Brand die ganze ursprüngliche Anlage in Schutt und Asche gelegt. Aber der Gutshof ist immer noch derselbe: dieselben bewässerten Ländereien und derselbe Korkeichenwald, dem Königshaus seit zwei Jahrhunderten pachtpflichtig und in direkter Erbfolge im Besitz derselben Bauernfamilie.«

»Eine Art Adel *ab imo*.« – Und Bernardo lachte liebenswürdig-ironisch; mit einer mechanischen Geste nahm er den Kneifer von der Nase, setzte ihn wieder auf und paßte die goldenen Klemmen an die Dellen an, die wie Abdrücke von Fingernägeln aussahen. Blinzelnd wie einer, der jäh aus der Dunkelheit ins Licht tritt, sagte er noch einmal: »*Ab imo*, bodenständig«, denn er betrachtete Bildung als sein persönliches Vorrecht und ließ keine Gelegenheit aus, sich bei ihrer Vermittlung großzügig zu zeigen. Er gehörte zu dem Zweig der Familie, der vom reinen Geldbürgertum in den unmittelbaren Vorhof der Intellektualität aufgestiegen war und darin ein Adelsmerkmal erblickte. Denn was ist Adel anderes als die höchste Stufe, die eine Gesellschaft zu erreichen trachtet, die Überlegenheit einer bestimmten Klasse über die anderen und die Durchsetzung ihrer Werte, seien es rohe Kraft, Arbeitssamkeit oder Geistesstärke, je nach der ihnen günstigen Epoche? Die Familie von Bernardo Sanches hatte einen aristokratischen Status erreicht, das will heißen, daß sie eine bestimmte Erbschaft von Gepflogenheiten, Sätzen und Meinungen verwaltete. Abgelöst von der Persönlichkeit, die ihnen seinerzeit Originalität verliehen hatte, lebten sie jetzt nur noch als Snobismen und leere Nachahmungen weiter. Wie dem auch war, Imitationstalent, dachte Germana, konnte ebenso charakteristisch sein wie Originalität, nicht nur bei bestimmten Familien, sondern, allgemeiner betrachtet, sogar bei bestimmten Völkern. Bernardo Sanches war das beispielhafte Exemplar



einer Sippe, die so lange heroisch und bewundernswürdig gewesen war, wie sie den Kampf ums Überleben ausfocht, im Stadium von Sicherheit und Komfort jedoch in eine glänzende Mittelmäßigkeit eingemündet war. Seine Kusine Germa ihrerseits war das schicksalhafte Ergebnis von Verfalls-symptomen, war Künstlerin, das müßigste Produkt der Natur, das an Nutzlosigkeit grenzt. Sie war geduldig und schüchtern und flößte grenzenloses Vertrauen ein. Mit den Künstlern, die durch exzentrische Banalität auffallen und sich von den Bürgern unterscheiden, weil sie die Extravaganzen ausleben, die die Bürger in sich selbst unterdrücken, hatte Germa keine Ähnlichkeit. Sie war darauf bedacht, normal zu wirken. Eines ihrer Vergnügen bestand darin, sich als den Ex-trakt der ganzen Vergangenheit zu analysieren, als ein Element, in welchem die Kavalkaden der Generationen fortlebten, in welchem die Quadrille der Affinitäten weitervibrierte, Fähigkeiten, Vorlieben und Formen, die wie eine Botschaft weitergereicht werden, einander verlieren, verfehlen und wiederauftauchen, mit ihrer früheren Fassung identisch. Sie schaukelte lebhaft auf einem alten Schaukelstuhl; bei jedem kräftigeren Stoß hüpfte er auf dem Fußboden, wo sich auf den in Sägemehl zerbröselnden Brettern eine Menge Äpfel stapelten. »Genau wie Quina«, dachte sie. Gedankenversunken murmelte sie vor sich hin; sie starrte auf die Tür zur Küche, wo man den aufgeräumten, von Asche gesäuberten Steinherd erblickte.

»Was meinst du, Germa?« fragte Bernardo. Er musterte sie mit flüchtiger Neugier, gekränkt, weil ihn etwas beunruhigte, was nicht er selber war. Da sie ihn jedoch nur lächelnd und ohne ein Wort zu sagen anschaute, fand er es bequemer, sich hier als geehrter Gast zu fühlen und sogar dieses Schweigen als Höflichkeitsbeweis anzusehen. In Wahrheit verwandte Germa keinen Gedanken auf ihn. Sollte er das ahnen, wußte sie, wäre es genug, damit er nicht wiederkäme und auf dem Grunde seiner Seele ein still schwelendes Rachegelüst verspürte. So zog er es vor, gar nicht zur Kenntnis zu nehmen,

daß Germa in diesem Augenblick weit entfernt und die Umgebung plötzlich von einer anderen lebendigen und vertrauten Gegenwart erfüllt war. Der Raum mit der niedrigen Decke, in welchem ein Duft nach Ähren und Äpfeln schwebte, füllte sich mit menschlicher Wärme, wie wenn jemand zurückkehrt, den Blick über die alten Örtlichkeiten, an denen er gelebt hat, schweifen läßt und sein Herz ringsumher die Vergangenheit herbeiruft. Mit einem Mal begann Germa von Quina zu reden.

Es war September. Das nur zeitweilig bewohnte Haus wirkte nicht mehr so verlassen und verfallen, wenn Stimmen aufklangen und Schritte das auf allen Fußböden aufgehäufte Laub zertraten. Das Wetter war warm und so still wie die erschöpfte Natur, wenn das Laub wiegend niedersinkt oder das Wasser nutzlos über die von Maisrohr borstige Erde rinnt, von dem man die Kolben abgeschnitten hat. Seit Quinas Tod hatte das Haus nie mehr auf so groteske oder naive Weise geheimnisvoll gewirkt; Germa machte sich nichts mehr aus den Abenden am Herdfeuer, wo man die Holzscheite umwendete, mit dem glühenden Schürhaken Sprührädchen aufstieben ließ oder auf den Sitzbänken die Weihnachtskreisel herstellte, auf deren vier Seiten mit giftiger Tinte aus Galläpfeln Buchstaben aufgemalt waren. Was war sie für ein Mensch gewesen, die befremdliche, schwierige Quina, an die man sich dennoch nicht ohne bedrängende Sehnsucht erinnern konnte?

Joaquina Augusta war in ebendiesem Hause Vessada sechsundsechzig Jahre zuvor auf die Welt gekommen. Als Kleinkind sah sie kaum lebensfähig aus, war blaurot angelaufen und scheinbar für einen baldigen Tod bestimmt. Am linken Handgelenk hatte sie einen sepiafarbenen Fleck, der davon herrührte, daß ihre Mutter in den ersten Zeiten der Schwangerschaft bei einem Schlachtfest mit Schweineleber bespritzt worden war. Sie war die zweite Tochter aus einer siebenjährigen Ehe; die vorausgegangenen Embryos waren nicht bis zur Geburt gediehen, weil der Organismus ihrer Mutter von ver-

zweifelten Fastenzeiten ausgelaugt war, von den Angstgefühlen einer jungen Frau, die den größten Schürzenjäger der ganzen Gegend zum Ehemann hat. Frau Maria da Encarnação war mit einem zwanzig Jahre älteren Mann eine Verbindung eingegangen; dieser hatte sie aus dem Mädchennachwuchs des Hauses Freixo ausgewählt: schlank und zart war sie, trug das Haar über die Schläfen gebürstet und hatte sich die Taille mit einem schwarzen Satingürtel stark eingeschnürt, wie es für alle Frauen der Familie modisch bleiben sollte. Von ihm sagten die Großmütter des Ortes gutmütig und etwas Komplizenhaft, »daß schon etwas an ihm dran sei«. So war es auch. Er hatte eines Morgens heimlich geheiratet; nach der Zeremonie nahm die Braut ihren Platz am häuslichen Herd wieder ein, um auf diese Weise für einige Zeit die Übergangenen zu täuschen, darunter ihre eigenen Schwestern. Francisco Teixeira war eine gute Partie. Er besaß einen Gutshof und ausgedehnte, ertragreiche Ländereien, die er schlecht verwaltete, denn er war seinem Wesen nach vergnügungssüchtig, ein Freund von Festivitäten, und lebte gern auf großem Fuße. Er spielte mit Vorliebe den großen Mann und hatte jene echte Eitelkeit am Leibe, die sich lieber diskret gibt als angeberisch prahlt. Wenn es einen Mann gab, der stets dazu aufgelegt war, Beleidigungen seitens seiner Kumpane zu rächen und mit dem Stock auf andere loszugehen, um seine Ehre reinzuwaschen, so daß das Militär eingreifen mußte, zwischen sich bäumendem Vieh und schreienden alten Frauen, die auf den Knien davonrutschten und in der Schürze zu retten suchten, was vom Korb mit den Eiern übriggeblieben war, dann war das Francisco Teixeira. Klein von Wuchs, kraftvoll, klug und knapp in der Rede, war er sich des Prestiges wohl bewußt, das ihm sein blonder Backenbart bei den Frauen verschaffte, die einem arabischen Schwarzbart bei apollinischen Dingen mißtraut haben würden. Als Maria da Encarnação neun Jahre alt war, hatte sie eine leidenschaftliche Zuneigung zu ihm gefaßt: Eines Abends hatte sie auf einem Gang durch die Ortschaft nicht über einen vom Winterregen aufgeschwollenen Gieß-

bach springen können; das Wasser stürzte schäumend durch eine Schlucht zwischen zwei Steilhängen, über die sich die windzerzausten Zürgelbäume neigten.

»Was tust du hier? Wo gehörs du hin?« fragte Francisco Teixeira, der gerade vorüberkam, das Gesicht vom schwarzweißen Kragen seines Umhangs halb verdeckt. Maria antwortete ihm mit ihrem schüchternen, aber harten und rebellischen Stimmchen:

»Ich bin aus Freixo...« – Und sie versuchte, von der Mauer herunterzusteigen; diese öffnete sich hier zu einer Stufe, die zu den Feldwegen führte. Der junge Mann sagte heiter, fast streng:

»Es ist schon spät am Abend; ich bringe dich nach Haus. Ich kenne deinen Vater, und ich werde ihn fragen, ob das vielleicht Zeiten sind, eine Frau wie dich im Dunkeln herumlaufen zu lassen.«

»Macht nichts!« rief Maria und hob die Stimme, damit das Brausen des Sturzbachs, der zwischen den weißen Steinplatten gurgelte, ihre Worte nicht übertönen konnte. Sie kannte Francisco Teixeira; ihre Schwestern, lang aufgeschossene und verschmitzte Jungfräulein, lobten ihn über den grünen Klee und erröteten, wenn sie nur seinen Namen aussprachen. Seite an Seite wanderten sie gemeinsam durch die Abenddämmerung, die der Regen hellgrau erscheinen ließ; sie glänzte beim Niedersinken und spiegelte sich in den Tümpeln, den Schlammfüßen und im Blattwerk. Der Mann redete, und seine Stimme klang ironisch und zärtlich; im Herzen des Kindes regte sich ein Verlangen, Mut zu zeigen, und ein heißer Drang nach Verbundenheit und Dankbarkeit. Sie kamen zu ihrem Haus, und beim Abschied sagte Francisco Teixeira, während die jungen Mädchen vom Portal aus, hell erleuchtet vom Feuerschein des Herdes, nach ihm Ausschau hielten und vor impulsivem, schelmischem Gelächter nicht ein noch aus wußten:

»Paßt mir gut auf dieses Mädchen auf, denn die will ich heiraten. Adieu!«

»Adieu!« wiederholte der Vater, der auch aufgestanden war und ein wenig auf seinen nägelbeschlagenen Holzpantinen schwankte; sie ließen ihn so groß und seine Füße so riesig und gelenkstarr erscheinen wie die Gestalten El Grecos. Es gab ein großes Gelächter, und Balbina, die älteste der Schwestern, lief plötzlich auf Maria zu, überhäufte sie mit Zärtlichkeiten, tastete ihre nassen Kleider ab und nestelte ihr die steifen Zöpfchen auf, damit ihr Haar trocknen konnte.

Elf Jahre später heirateten sie. Zu dieser Zeit befand sich Francisco Teixeira auf dem Höhepunkt seiner Verführerlaufbahn und war nicht geneigt, von seiner Freiheit als Herzensbrecher, von den Kirmesbesuchen, den nächtlichen Ausflügen und seinen Konkubinen abzulassen. Das waren meist Mädchen aus gutem Hause und erster Hand, hübsch und ganz versessen auf ihn. Die Frauen waren hinter ihm her, überwachten ihn und vertrauten auf ihre gegenseitige Eifersucht, um ihn vor einer fatalen Bevorzugung zu bewahren, die ihre Hoffnungen auf immer zerstört hätte. Seine Liebenschaft mit Maria war unbemerkt geblieben; so sehr fürchtete er die Entrüstung ihrer Rivalinnen, mehr noch ihre Tränen als ihre Drohungen. Denn im Grunde war er ein Schwächling; er hätte alle jungen Mädchen geheiratet, wenn sie ihn aus schönen, feucht schwimmenden Augen ansahen. Dann wurde er feige, versprach ihnen das Blaue vom Himmel und verfiel sich in den einfältigsten Fallstricken der Liebe, wenn eine Frau sich ihm als wehrloses Opfer darbot und hingab. Mit Maria jedoch war das etwas anderes. Schon zwei Wochen waren sie verheiratet, und sie blieb geheimnisvoll im Hause ihrer Eltern, ohne daß es zwischen ihnen mehr als reservierte, pflichtgemäße Grüße gegeben hatte wie bei vertraglich verbundenen Brautleuten. Er liebte sie und hätte keine andere heiraten wollen, weil sich ihm das Romanhafte seines Versprechens tief eingepägt hatte, die Erinnerung an das scheue, bedächtige Kind, das er einmal bei dem Versuch getroffen hatte, allein den Gießbach zu überspringen und dabei die eigene Angst herauszufordern. Maria hatte sich in nichts verän-

dert; sie war ein Mädchen, das unter Stolz eine grenzenlose Treue verbarg und wie alle Schüchternen eine Eigenart aufwies, die man irrtümlich für Feigheit halten konnte. Sie war eine schöne Frau geworden und besaß zudem den Vorzug einer Mitgift von zwei Mühlen und etlichen Weingärten, war in Gehorsam und Arbeitsamkeit erzogen worden und stammte von einem klugen und nüchternen Geschlecht ab. Zweifellos wußte Francisco Teixeira diesen raren Fund zu schätzen; ohne Zögern beschloß er, sie mit allen gesetzlichen Garantien an sich zu binden. Aber was wurde aus allen anderen, die zu seinen Füßen weinten, sich auf seinem Schoße wiegten und in leidenschaftlicher Eifersucht die Haare rauften, die in Tränen aufgelöst an den Wegkreuzungen auftauchten und, tödlichen Groll im Herzen, um seine Haustür herumstrichen? Das ging noch eine Zeitlang so weiter, bis Maria, sonntags wie Penelope von den Mitgiftjägern belagert und in Verlegenheit gesetzt durch die Spötteleien ihrer Schwestern, die sie mürrisch fanden und bei ihren Bewerbern als Beispiel krankhaften Hochmuts anschwärzten, eines schönen Tages auf und davon ging.

»Nanu, so ernst? Du willst wohl eine gute Partie machen?« rief ihr Balbina zu, als sie sie über die Tenne gehen sah, barfuß und in ihrem Alltagskleid, aber um den Hals ihre goldene Kette, an der ein kleiner Filigran-Halbmond baumelte. Maria schaute ihre Schwester an; sie war rotblond, und ihr Kopf sah durch den Nebel ihrer Tränen hindurch, die sie mit einem raschen Wimpernschlag zurückdämmte, wie phosphoreszierendes Kupfer aus.

»Macht nichts!« rief Maria lautstark und eilte davon. Noch am gleichen Abend empfing das Haus Vessada seine neue Herrin.

Auch nicht für einen Tag änderte Francisco Teixeira seine Gewohnheiten und sein Bohemienleben; wenn er alte Liebschaften aufgab, dann nur, um sie unverzüglich zu ersetzen. Die Intrigen und Leidenschaften rings um ihn her nahmen einen neuen Aufschwung, denn die Frauen schienen sich für den

Verrat dieser Eheschließung rächen zu wollen, indem sie der Bevorzugten die Folter der Verlassenheit, den Tribut der Eifersucht und die zürnende Ungeduld stolzer Liebender auferlegten. Eine dieser Frauen hatte mit Francisco Teixeira eine ernsthaftere Liaison unterhalten; es handelte sich um eine gutgestellte Bürgersfrau: Sie war eingebildet auf ihre gesellschaftliche Stellung und ihren Besitz und in der Vernachlässigung eines mutterlosen Haushaltes aufgewachsen. Ihre Mutter, die einzige rechtmäßige Erbin des Hauses Borba, war früh verstorben. Sie ließ das kleine Mädchen, das kaum auf allen vieren krabbeln konnte, im Rockschatten von Ammen und betrunkenen Gouvernanten zurück, die sich wenig darum scherten, ihr die Schlafkörnchen aus den Augen zu wischen und die Spitzensäume der Kniehosen aus Batist zu bügeln, die unter ihrem kurzen Kleidchen aus erdbeerfarbenem Baumwollflanell hervorschauten. Die junge Dame hieß Isidra; sie war von majestätischer Gestalt und stellte gern ihr üppiges Haar zur Schau, wenn sie sich, ihren Zopf wie eine Boa um den Hals geschlungen, porträtieren ließ. Ihre Mutter war in eine dieser derben Adelsfamilien, deren weibliche Nachkommen die Verachtung des Vaters über sich ergehen lassen müssen, hineingeboren und in den Lehmhütten der Pächter groß geworden: unter dem Gewusel der Hühnerhunde und der Bauernkinder, in dem Drüberunddrunter einer zu ebener Erde gelegenen Küche, deren Rauch sich durch den Kamin der Räucherammer schlängelte. In diesen Küchen hat das Leben der Bauern seinen Mittelpunkt; hier ißt man, bespricht den Ablauf des Tages und lobt oder verflucht die Herrschaft, das Wetter und Gott selbst. Erst als Achtzehnjährige rief man das Mädchen ins Herrenhaus zum Zusammenleben mit ihren Geschwistern. Sie war Analphabetin, und ihr Lieblingsvergnügen bestand darin, sich verstohlen an die Hunde heranzupirschen, die die Kürbissuppe aus den Schüsseln aufschleckten, und ihnen mit einer Gartenschere die wedelnden Schwänze abzuschneiden. Im übrigen war sie hübsch und hellhäutig; ihr Gesicht war niedlich mit einigen kleinen

Leberfleckchen gesprenkelt. Sie sagte Maiskloben statt Maiskolben, kleidete sich wie eine Heiligenfigur auf den Prozessionskarren und hatte eine Vorliebe für Glasperlen und bestickte Seidenstoffe; es machte ihr nichts aus, die alten orientalischen Decken zu zerschneiden, um sich daraus einen Rock anzufertigen. Ihr Vater verprügelte sie mit einer kleinen Fischbeinpeitsche und zog ihr über Schultern und Rücken kreuzweise aufgeschwollene Striemen. Ihr Schmerzgeheul hallte durch die riesigen aufeinanderfolgenden Säle, deren Damastvorhänge Kinderhände geschwärzt hatten. Starr vor Entsetzen blieben die Dienerinnen auf den Korridoren stehen, beteten leise und liefen in wilder Flucht davon, wenn sie auf dem Treppenabsatz das Stiefelknarren der Jungherren vernahmten, die angetrunken von der Jagd zurückkamen und miteinander stritten. Ein Jahr später überantwortete man das junge Mädchen einem reichen Großgrundbesitzer zur Heirat: der nahm sie an, indem er sich mit der märchenhaften Mitgift für die erlittene Unannehmlichkeit schadlos hielt. Das Volk entsann sich noch an das silberne Tafelgeschirr, das ein Ochsenwagen transportierte; sein Gewicht ließ die Ochsen schwanken. Sie wurde nicht glücklich, die Arme. Sieben Jahre später gebar sie Isidra und kurz darauf verstarb sie in der Zurückgezogenheit ihres Alkovens. Nur der Kaplan stand ihr bei, ein salbungsvolles, trauriges Männlein, das Tabak kaute und schwarzen Speichel in die Näpfe spuckte, auf denen essigdurchtränkte Kompressen herumschwammen. Die Abgeschlossenheit hatte sie krank gemacht; sie nahm ständig Maiskleiebäder, ihr Atem roch nach Medikamenten und die Zähne waren ihr ausgefallen. Ihr Ehemann redete sie mit »Senhora« an und tat so, als wüßte er nicht, daß sie sich über ihn lustig machte und ihm schmutzige Spitznamen beilegte. Er war ihr immer verhaßt gewesen, und sie ärgerte ihn gern, indem sie ihm ihren Adel und ihr Herrenhaus in Borba unter die Nase rieb, seine riesigen, mit Blei ausgekleideten Salons und die steinernen Fratzen an den Ecken der Balkons. Es hieß, einer ihrer eigenen Brüder habe sie entjungfert; sie liebte ihn trotz



immer noch und weinte, wenn sie seinen Namen aussprach, weil sie sich seine bravouröse Wesensart vorstellte, sein Talent, Pferden die Sporen zu geben und sie im Kreise tänzeln zu lassen, während sich blutige Schaumkrusten unter den Silbersporen bildeten.

Die zwanzigjährige Isidra nannte ihr Großvater »ein Bild von einer Frau«. Sie war groß und hatte die düsteren, gläsern wirkenden Augen, die ein blasses Gesicht begünstigt. Stets hatte sie sich gegen die Bildung gesperrt, sie sprach schlecht und brachte die Männer gerne mit ihrer groben Redeweise aus der Fassung; wenn sie dann vor lauter Entsetzen erröteten, lachte sie sie aus. Sie hatte Francisco Teixeira am Abend eines Kirchweihfestes kennengelernt, an dem sie vom offenen Balkon über dem Platz der festlich geschmückten Ortschaft aus teilnahm. In einem schwarzen Taftkleid ohne Schmuckstücke, den Haarzopf etwas aufgelöst auf den Schultern, fächelte sie sich mit einem großen Fächer aus Moiré und Gagat Luft zu und betrachtete trägen Blickes die Prozession, die vom Kirchhof herunterkam, wobei die Türme der Traggestelle schwankten, ihre Bänder und Papierpalmen zitterten und unter den staubigen Wipfeln der Akazien im Winde wehten. Mit einem Mal entstand ein wirbelndes Durcheinander und breitete sich sogleich mit den Gassenjungen aus, die zwischen den Beinen des Volkes durchdrängelten, und die Frauen gerieten erst langsam, dann immer stärker in Aufregung, verknoteten ihre Wolltücher fester im Nacken und suchten sich an den Portalen eine sichere Stufe, um gut geschützt beobachten zu können. Doch der Kampf wogte heftiger, Menschenknäuel ballten sich wie Wellen und prallten, von den Seiten des Marktplatzes zurückgeworfen, gegeneinander. Im Geschrei vernahm man das trockene Geräusch gegeneinanderschlagender Stöcke, die zerbrachen, weit weggeschleudert wurden und auf die Stände oder Auslagen der Geschirrverkäuferinnen fielen. Und dann hob sich in einer Lichtung in der Menge die kleine Gestalt von Francisco Teixeira ab; ernst und ruhig drang er vor und trieb die um ihn her hochgerekten Quitten-

baumstöcke zurück, die auf ihn eindroschen, zurückwichen, nachgaben und sich an den Rändern der erregten Menschenmenge verloren, die auf und nieder wogte. Blut floß; die Traggestelle der Prozession waren am Hang stehengeblieben, die Engel weinten und wagten doch nicht, ihren Posten zu verlassen; sie schwitzten unter ihren weißen, mit Kaninchenfell gesäumten Kleidern, die gelben Serge-Stiefel waren ganz im Staub eingesunken. Unter dem Baldachin wartete der Pfarrer sanft und in sich gekehrt zwischen seinem Gefolge mit den ärmellosen, roten Umhängen, deren Falten die Sonne violett ausgebleicht hatte, und den Reihen der Gläubigen, die auf Taschentüchern knieten. »Und wo bleibt die Polizei?« riefen die Mitglieder der Bruderschaften ungeduldig. Stafetten eilten davon mit Befehlen und Berichten, und unter zornigem Schnaufen salzten die Verkäuferinnen die Lupinenkerne in ihren Tongefäßen und stellten die beschlagenen Gläser, in die sie erfrischende Limonaden und Schnäpse eingossen, auf die mit einem Zweig wilder indischer Nelken geschmückten Tische. Raketen zerplatzten und hinterließen in der Luft weiße Rauchpilze, die langsam abtrieben und sich auflösten.

»Wer ist der Mann?« fragte Isidra. Sie hatte ihren Fächer auf dem Schoß geschlossen und streifte ihre schwarzen Seidhandschuhe zurück. Sie schaute sich Francisco Teixeira an und bemerkte, daß er seine Gegner zur Erschöpfung gebracht hatte und auf dem freigefegten Platz stehengeblieben war, wo er die Stärke seines Schlagstocks überprüfte, der die Luft mit langen Pfeiftönen durchschnitten hatte. Dann bahnte er sich ruhig durch die Menschenmenge einen Weg und kehrte sich nicht ein einziges Mal um. Isidra blieb noch geraume Zeit auf dem Balkon stehen, schlug sich gedankenversunken mit dem Fächer auf die Knie und starrte die Lichter in ihren scharlachroten Papierfassungen an, die an den Schnüren schwankten und bisweilen Feuer fingen, wobei die Funken über den kleinen, von Menschen wimmelnden Platz stoben. Im Saal hinter ihr nippten die Damen an ihrem Tee und tauschten Rezepte für Vorspeisen aus, von denen sie mit sanftem Zungenschnal-

zen kosteten, lobend, kennerhaft und genäschig. Diese Frauen schnürten sich in Korsetts aus Walfischstäbchen ein, sahen schauerlich gleich aus und trugen Dutts aus falschem Haar auf ihrem echten, das glänzte und so gekämmt war, daß es glatt aussehen sollte.

»Komm ins Haus, Mädchen! Die Nachtluft ist feucht.« Über den Wandspiegeln funkelten die Anhänger der Leuchter, in denen die Kerzen schmolzen. Ein breiter Spiegel aus weißer, goldgestreifter Emaille reflektierte die Versammlung, die schrecklichen Männer in ihren gesteppten Westen, die träge über Finanzen und Politik debattierten, und die heiligen Ehefrauen, die über den Ärger mit der Verwandtschaft und dem Dienstpersonal tuschelten und sich Prisen Schnupftabaks in die Nasenlöcher stopften. Isidra trat in den Saal ein, knabberte an einem Keks und ging ans Klavier, schlug mit dem Zeigefinger eine Taste an und spielte eine Tonleiter. »Blödsinniges Leben!« sagte sie. Der Herr von Lago, so dunkelhäutig wie ein Maure, der das helle Blondhaar seiner Kinder damit erklärte, daß man ihnen bei der Geburt den Kopf mit Bier gewaschen hatte, beobachtete sie von der Seite her. Er haßte die Leute von Borba, seine Verwandten und Rivalen in der Opulenz der Häuser, in den exzentrischen Neigungen und in den Angebergeschichten von Pferden und Frauen. ›Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm‹, sprach er zu sich selbst, wie er zu reden pflegte; wenn er zornig war, wurde er geistreich. Isidra fing den Satz auf, ohne ihn zu verstehen. Als er sie gleich darauf mit einem Anflug von altertümlicher Galanterie beinahe schmachmend fragte, ob sie Verse liebe, sagte sie arrogant und kühl zu ihm, ohne ihn dabei anzuschauen: »Verse? Die können Sie sich sonstwohin stecken...« Fortan fürchtete sich der Herr von Lago vor ihr, und das, meinte Isidra, war viel besser, als wenn er ihr mit Hochachtung begegnet wäre.

Das junge Mädchen kaprizierte sich auf seine Liebschaft mit Francisco Teixeira. Sie war feurig und nicht zu zähmen, und nachdem das erste Entzücken über seine Eroberung vorüber

war, bekam er ihre plötzlichen Anwandlungen von Verärgerung bald satt, ihre Schwüre, die Rache für seine Verrätereien verhiessen. Tief in der Nacht durchquerte sie das Gehöft, um zu den Stelldicheins zu gelangen, eingehüllt in eine Spitzenmantille aus schwarzer Wolle, während ihr das Haar schwer über den Rücken fiel, in dem sich die trockenen, von den Zürgelbäumen abfallenden Ranken verfangen. Sie liebte ihn nicht, sie gab sich ihm nur hin, weil sie sein kompromittierender Name herausforderte, denn auf das Schwindelgefühl ihres Falls war die Sorge um ihren Stolz gefolgt. Francisco Teixeira bekam ihr männliches Temperament bald leid samt ihrer raubtierhaften kühlen Stimme, die ihm Befehle erteilte; letzten Endes beutete sie ihn doch finanziell aus. Er liebte unterwürfige, sanfte Frauen, die ihn bewunderten, ohne daß sie sich je so viel Vertraulichkeit herausnahmen, diese Bewunderung aufzuschlüsseln und in ihre Bestandteile zu zerlegen oder abzumessen. Aber Isidra sollte Mutter werden, und er hatte Angst vor ihr. Vielleicht um der Versuchung durch dieses herrische Geschöpf auszuweichen, dessen Glut und dessen durchbohrende Blicke ihn besiegten, während ihm ihr Vermögen als beachtlicher Beitrag für ständigen Umgang mit Tagedieben und Zigeunerinnen erschien, heiratete er überstürzt Maria. Er hoffte, diesen Schritt geheimhalten zu können, bis die Liaison mit Isidra ihren natürlichen Epilog gefunden haben würde; vielleicht hatte er aber auch gar keine Lösung im Auge, und daß er sich unwiderruflich an Maria band, stellte nur eine Verteidigungsmaßnahme dar, die den törichten Streichen entgegenwirken sollte, zu denen er sich fähig fühlte. Dieser Hamletsche Zug seines Charakters ging später auf fast alle seine Kinder über, eine Veranlagung zur Unschlüssigkeit, Feigheit vor der Gewaltanwendung, wovon man plötzlich dank einer Handlung freikommt, die mit der Vernunft nicht zu fassen ist.

Maria verhalf jedoch diesem Verhältnis zu einer Lösung, indem sie sich aus dem Hause stahl und den ihr zustehenden Platz in ihrem neuen Heim in Anspruch nahm. Beifall erntete